

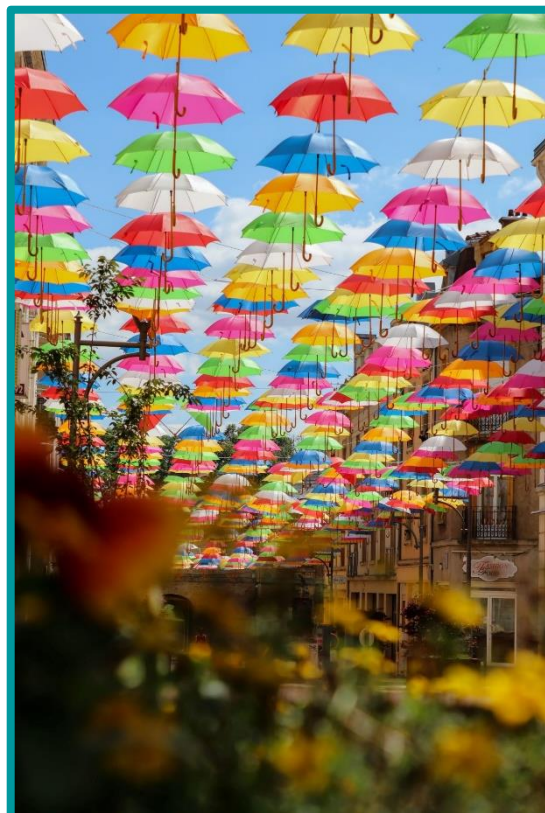


Praxislabor V

Säkularität(en) und Gesellschaft im Wandel

GENDERDISKURSE, RELIGION UND SOLIDARITÄT

09. Juni 2021



PRAXISLABOR V
GENDERDISKURSE, RELIGION UND SOLIDARITÄT
09. Juni 2021
16:00-18:00 Uhr, Zoom

EINSTIEG

Im fünften Praxislabor beschäftigen wir uns mit dem Spannungsverhältnis zwischen Genderdiskursen und Religion und setzen einen Fokus auf Solidaritäten. Fragen, die wir uns stellen, sind unter anderem: Gibt es einen Zusammenhang zwischen den Genderdebatten, Solidarität und Religion? Ist die Kategorie Gender ein Segen oder Fluch für den trans- und interreligiösen Dialog? In welcher Beziehung stehen Religion und Fragen von Gender und Feminismus? Welche Potentiale haben Debatten um Geschlechterverhältnisse für interreligiöse Solidaritäten und gesellschaftlichen Zusammenhalt? Wo entstehen Widersprüche durch religiöse und säkulare Identitäten, die Menschen in sich tragen? Wie gehen wir mit diesen Ambiguitäten um? Um uns Antworten auf diese Fragen zu nähern, gibt es zu Beginn einen Input von **Prof. Dr. Ulrike Auga** über die wissenschaftlichen Perspektiven auf Gender-Debatten und Religion, gefolgt von einem Erfahrungsbericht von **Tanja Berg** über die Möglichkeiten des feministischen Engagements aus einer jüdisch feministischen Perspektive.

Zu Beginn tauschen sich die Teilnehmenden darüber aus, wo ihnen Genderdiskurse bisher begegnet sind. Teilnehmende berichteten von gemeinde-/konfessionsinternen Debatten über die (vorgeschriebene) Binarität der Geschlechterrollen in der religiösen Praxis und teilen viele unterschiedliche Umgangsstrategien, Aushandlungen und Erfahrungen. Beispielsweise berichten einige, dass sie sich phasenweise von der eigenen Religion/Community distanzieren, als sie begannen, sich mit Feminismus und Genderdiskursen zu beschäftigen. Andere beschreiben, dass sie sich in feministischen Kreisen bei der Erwähnung der eigenen religiösen Zugehörigkeit und/oder Sozialisierung ausgeschlossen fühlten.

Im Anschluss an den Erfahrungsaustausch stellt Frau Prof. Dr. Ulrike Auga prominente wissenschaftliche Debatten aus den Gender Studies vor.

INPUT PROF. DR. ULRIKE AUGA

Unter dem Titel Genderdiskurse, Religion und Solidarität gibt Prof. Dr. Auga einen Einblick in die theoretischen Ansätze, mit denen sie arbeitet.

Zunächst führt sie an, wie Frauen in der christlichen, ihr vertrauten Theologie durch die Auslegung des Sündenfallmotivs als verbrecherisch dargestellt werden. Sie beschreibt damit, dass Frauen für vieles, was Menschen nicht gefällt, kategorisch verantwortlich gemacht werden. Noch dazu würden sie nicht als selbstbestimmte Personen wahrgenommen, sondern lediglich über die „Sünden“, für welche sie verantwortlich sind, definiert.

Auga führt aus, dass in biopolitischen Staaten wie wir sie im Kapitalismus kennen, die Menschen als Ware gelten – nur der Profit erbringende Körper hat in der Bevölkerung einen vermeintlichen Wert. So galten zum Beispiel lange LGBTQIA*+-Menschen als nicht „wertvoll“, da sie sich angeblich nicht fortpflanzen – somit also den gesellschaftlichen Wert des Nachwuchses nicht liefern würden. Das dies so nicht stimmt, wurde von der LGBTQIA*+-Community inzwischen bewiesen. Frauen sind in dieser Gesellschaftserklärung also nur so lange gesellschaftlich von Wert, wie sie reproduzieren können.

Weiterhin stellt Auga einige Ansätze der Geschlechterforschung vor. Zunächst wird **Donna J. Haraways** Konzept des situierten Wissens vorgestellt,

was besagt, dass Wissen nicht allgemeingültig für alle Menschen ist, sondern immer lokal und temporär begrenzt ist. Auga schlägt vor, auch religiöses Wissen als situiertes Wissen zu verstehen, somit also alles religiöse Wissen auch immer wieder kritisch nachgeprüft werden kann und soll.

Als nächstes gibt sie einen kurzen Überblick über **Judith Butlers** Werk. Butler prägte die Unterscheidung in biologisches (*sex*) und soziales (*gender*) Geschlecht und stellte außerdem die dankbar in den Geschlechterstudien angenommene Theorie des performativen Geschlechts auf (*Doing Gender*) – dass also

„Religion konnte bis jetzt nicht als performative Kraft, die zur Formierung des Objekts beiträgt, verstanden werden. Religion gilt noch heute nicht als Wissenskategorie, wie die anderen. Es wird nicht verstanden, als Wissen, was Solidarität herstellt, sondern wird häufig nur als gewaltvoll verstanden, gerade in Geschlechterforschungszusammenhängen.“
Prof. Dr. Auga

„Für mich ist Foucaults Werk wie die Erfindung des Rades. Einmal mit seinem Diskurs-Begriff: Wir sprechen von dominanten und widerständigen Diskursen, deswegen muss man nicht sagen, dass es *Den* Islam und *Das* Judentum nicht gibt. Es gibt auch nicht *Das* Christentum oder *Die* Evangelische Kirche, sondern in all denen gibt es dominante Diskurse und widerständige Diskurse und die können viele sehr verschiedene Dinge hervorbringen. Es gibt kein machtneutrales Wissen, sondern es gibt einen Zusammenhang zwischen Machtwissen und Wahrheitsproduktion.“ Prof. Dr. Auga

jegliche Geschlechtlichkeit immer eine performative Handlung ist, auf Zuschreibungen beruht und somit die Identitätskategorien Frau und Mann grundlegend in Frage gestellt werden müssen.

Daran anschließend skizziert Auga die Theorie der Intersektionalität von **Kimberlé Crenshaw**. Laut Crenshaw beschreibt Intersektionalität die Überschneidung von mehreren Kategorien, in

denen Menschen Diskriminierung erleben. So erfährt zum Beispiel eine Schwarze Frau eine besondere Form der Diskriminierung – aufgrund ihrer Hautfarbe und aufgrund ihres Geschlechts. Diese Überschneidung wird im Englischen als „intersection“ bezeichnet – daher der Begriff „intersectionality“ und dann im Deutschen die Übersetzung „Intersektionalität“. Die Kategorien, mit denen unter dem Begriff Intersektionalität gearbeitet werden, umfassen den sozioökonomischen Hintergrund einer Person, ihr Geschlecht, ihre Sexualität, ihre Ethnie und so weiter. Auga schlägt vor, auch Religion als intersektionale Kategorie zu verstehen.

Auga betont die Wichtigkeit, Religion neu zu theoretisieren: Religion (und Geschlecht) sollen als Kategorien des Wissens und Religion als intersektionale Kategorie verstanden werden. Auga betont hierbei den diskursiven Charakter, der es ermöglicht, Vielfalt innerhalb einer Religion sichtbar zu machen: So sind zum einen die dominanten Diskurse, die sich in den religiösen Institutionen durchsetzen, wissenschaftlich nachvollziehbar. Andererseits können auch widerständige Diskurse und Praktiken untersucht werden. Sie betont mit dem Diskursbegriff außerdem die Veränderbarkeit und Vielfalt von Religion(en).

„Geschlecht und Religion teilen strukturelle Gemeinsamkeiten, die sich vor allem entlang der Achsen der Performativität und der Diskursivität verorten lassen. Auch die Religion muss diskursiv verstanden werden und kann dadurch das soziale Imaginäre transformieren.“
Prof. Dr. Auga

In Bezug auf das Thema Solidarität schlägt sie vor, post-säkular zu denken. Atheistische *und* religiöse Ansätze sollten Wertschätzung bekommen und Orte der Subjektformation, Handlungsmacht und des menschlichen Blühens sein können. Die Verbindung von Religion mit (Irr-)Glauben und Unvernunft und die Säkularisierung mit Vernunft sollte aufgehoben werden. Dies trägt ihrer Meinung zu einer solidarischen Gesellschaft bei.

INPUT TANJA BERG

Tanja Berg berichtet von den verschiedenen Perspektiven auf die Auseinandersetzung mit Fragen von Gender in der jüdischen Community und wie sie sie in Deutschland und Europa erlebt werden. Sie zieht dafür ihre Erfahrungen bei dem Netzwerk **Bet Deborah** heran, in dem sie sich engagiert. Bet Deborah ist ein jüdisch-feministisches, europäisches Netzwerk, welches den Schwerpunkt unter anderem auf inner-jüdische Fragen von Gender in Europa legt. Für das Netzwerk steht das Engagement für Emanzipation und die Vorstellung, die Welt zu verändern und jüdisch-feministische Perspektiven lauter zu machen, im Fokus.

Das Netzwerk „versucht sehr explizit auf die alte jüdische Frauenbewegung zurückzugreifen und zu sagen, dass die Schoah, der Holocaust, ein wichtiger Aspekt [...] der Lebensrealität jüdischer Menschen in den meisten Teilen der Welt ist, dass das aber nicht das Einzige ist, was uns definiert und dass unsere Vorstellungen dafür, wie wir leben wollen und was für uns [...] jüdische Identitäten im weitesten Sinne sein können oder wie wir uns als jüdische Menschen, als Jüdinnen und Juden*, definieren, etwas ist, was sich nicht auf diese 12 Jahre und ihre Wirkung reduzieren lässt und auch sich nicht über Antisemitismus definieren sollte.“ Tanja Berg

Um das zu erreichen, arbeitet Bet Deborah mit Aktivist*innen der jüdischen Community in Europa zusammen, die zum kleineren Teil religiös, und mehrheitlich säkular sind. Das Netzwerk hat zum Ziel, jüdische Feminist*innen zusammen zu bringen und mit ihnen in den Austausch zu treten. Gemeinsam besprechen die Engagierten Fragen der Gleichstellung der Geschlechter in der Religion und den Gemeinden. Sie

schauen, welche Fragen auftauchen und zu welchen Ausschlüssen und Problemen es kommen kann, wenn auch Schnittstellen berührt werden, z.B. bei jüdischen Feminist*innen und der neuen Frauenbewegung oder in den Lebensrealitäten von jüdischen Mitgliedern der LGBTQIA*-Community. Berg betont, dass es wichtig ist zu bedenken, dass die jüdische Community eine Minderheit und sowohl politisch als auch religiös sehr divers aufgestellt ist. Wenn es um Fragen der Solidarität geht, spielt diese Diversität innerhalb der jüdischen Community eine Rolle. Berg argumentiert nämlich, dass eine Sensibilisierung für Diversität vorhanden sein muss, damit solidarisches Handeln und Denken erreicht werden kann. Wenn das Wissen um Gender-Diversität, aber auch um jegliche anderen Formen der Diversität nach innen zugelassen werden

sollen, fordert das eine Community heraus. Die Frage, ob eine jüdische Frau Gebetsriemen und den Tallit zum Morgengebet tragen darf oder nicht, wird viel diskutiert, zeigt aber nicht zwingend, ob diese Person Feminist*in ist oder nicht, sondern eher wie die Community, in der die Person sozialisiert ist, diese Frage verhandelt. Nichtsdestotrotz kann an der Aushandlung dieser Frage Solidarität gelernt werden, da die Zugehörigkeit zur jüdischen Community oft tief genug verankert ist, um auch Differenzen auszuhalten. Andere Fragen, anhand derer eine Aushandlung zum Thema Solidarität stattfinden kann, sind: Muss mein Feminismus mit deinem übereinstimmen, um unter uns eine solidarische Ebene zu haben? Müssen Frauen Rabbinerinnen sein können, damit die jüdische Community feministischer werden kann? Oder braucht es überhaupt Rabbiner*innen? Kann es ein Gebet geben, an dem alle gleichberechtigt an allen Facetten teilnehmen und durcheinander sitzen? Oder können getrennte Sitze und Gebete auch eine Form des Feminismus darstellen?

Tanja Berg berichte zum Ende ihres Inputs von mehreren Kooperationen des Netzwerkes (die über die jüdische Community hinaus in trans- und interreligiöse, sowie säkulare Felder reichen) und zeigt damit auch die Diversität der Kooperationspartner*innen auf. Sie beschreibt Solidarität in einem europäischen Netzwerk als ständigen Aushandlungsprozess in Bezug auf die Bedingungen, (Schmerz)Grenzen und die Bedeutung von Solidarität für den gesellschaftlichen Zusammenhalt. Sie betont nachdrücklich, dass es, gerade in schwierigen Zeiten für den interreligiösen Dialog umso wichtiger ist, zusammen zu halten und gemeinsame Stärke und Solidarität untereinander zu zeigen. Im Anschluss an die beiden Vorträge aus Theorie und Praxis kommen die Teilnehmenden miteinander ins Gespräch.

DISKUSSION

Im ersten Beitrag der Diskussion wird festgestellt, dass es in allen Religionen konservative Rückschläge gibt, genauso wie es aus feministischen Ecken oft Rückschläge gegen religiöse Menschen gibt. Dies sind Hürden, die überbrückt werden müssen. Wichtig ist, eine religiöse Solidarität zu schaffen, mit der dann gemeinsam die Stärkung von marginalisierten Menschen bewirkt werden kann.

Dann tauschen sich die Teilnehmenden zu dem Inhalt des Begriffes „Solidarität“ aus: Was verstehen die Teilnehmenden und Referierenden unter dem Begriff? Solidarität wird von den Teilnehmenden als ein Denken und Handeln und eine Akzeptanz beschrieben, die miteinschließt, dass wir alle unterschiedlich/einzigartig sind und daher bei Angriff Unterstützung in der Umsetzung unserer Ziele brauchen und dass genau das unsere Solidarität fordert. Das funktioniert nicht immer, aber ist eine Idealvorstellung. Von einigen wird auch die Möglichkeit, in einem eigen geschaffenen Raum offen diskutieren und voneinander lernen zu können, als Solidarität empfunden – Menschen geben ihre Zeit und Ressourcen, um Räume zu öffnen.

Transreligiöser Kontext. Das Solidarität in einem transreligiösen Kontext mehrere Ebenen hat, wird in der Diskussion herausgearbeitet, denn: In einer religiösen Community sind Menschen nicht aufgrund der politischen Gesinnung, sondern basierend auf ihrem Glauben. Somit kommen in Gemeinden Menschen verschiedener politischer Ausrichtungen zusammen, welche die Gemeinsamkeit des Glaubens haben. Dort stellt sich dann die Frage, wo und ab wann Handlungen in der Gemeinde politisch sind, wo die Schnittstellen sind? Der Grundkonsens ist nicht die gemeinsame politische Ausrichtung, sondern die Gemeinschaft ist das Verbindende. Die erste Ebene der Solidarität definiert sich also über den Glauben.

„Ich kann nicht du sein, aber ich kann dich stehen lassen und ich kann ich sein und das geht nur mit Begegnungen und mit üben. Ich empfinde die derzeitige Gesellschaft als eine unglaublich polarisierte, also entweder du bist meiner Meinung oder ich grenze dich aus. Und das wird immer kleinteiliger und das einzige [wie wir] dem entgegenwirken können ist tatsächlich ein Training von Ambivalenz“ Teilnehmer*in

Eine „politische“ Solidarität muss sich darüber hinaus entwickeln und wird ausgehandelt. In diesem Kontext wird zu bedenken gegeben, dass auch bei diesen Aushandlungen dann Menschen in den Gemeinden auf der Strecke bleiben und sich potenziell in die entgegengesetzte Richtung entwickeln. Sobald die Diskurse in den Gemeinden politisch werden, wird es potenziell schwierig, gleichzeitig aber auch gerade dann erst wirklich interessant für Fragen des gesellschaftlichen Zusammenhalts in einer Demokratie.

Öffentlichkeit, Macht & Vorurteile. Gleichzeitig betrifft dieser Zusatz „politisch“ die Communities ganz unterschiedlich: In öffentlichen Diskursen wird zum Beispiel der „politische Islam“ schnell als sehr negativ dargestellt – was dazu führen kann, dass Gemeinden und Gemeindemitglieder sich nicht öffentlich politisch verorten wollen. Auch hier ist wieder Intersektionalität erkennbar: Wo die politische christliche Gemeinde medial als positiv angesehen wird (zum Beispiel durch ihre Rolle im Widerstand in der DDR) wird die politische muslimische Gemeinde schnell sehr negativ angesehen. Muslimische Gemeinden erfahren somit durch rassistische Vorurteile partout negative Zuschreibungen, wo christliche Gemeinden beispielsweise positive erfahren.

Die politische Diversität in Religionen selbst wird oft nicht anerkannt, da religiöse Menschen vorerst als solche abgestempelt werden, politisches Denken und Handeln wird ihnen abgesprochen. Damit Religionen politisch agieren und sein können, muss die Diversität der Menschen, die sich dort wiederfinden und ein Zuhause finden, anerkannt werden. Wieder betont wird, dass wissenschaftlich argumentiert werden muss – wer erschafft welche Wirklichkeiten, wer hat welche Voraussetzungen und Zugänge zu welchem Wissen? Wie kann Religion auch als Wissenskategorie verstanden werden? Um wieder zurück zu Genderdiskursen zu kommen, was für eine Rolle spielen diese in inter- und transreligiösen Diskursen? Wie können Fragen um Gender solidarisch ausgehandelt werden?

Solidarität ist immer auch eine persönliche Frage, inwiefern möchte eine Person solidarisch sein? Teilnehmende berichten, dass die Gemeinsamkeit des Glaubens, wenn es auch nicht der gleiche Glaube ist, bei Diskussionen und Aushandlungen der Solidarität ungemein hilft.

Sprache und positive Fehlerkultur. Angesprochen wurde auch die Wichtigkeit der inklusiven Sprache. Eine einfache Möglichkeit, in (religiösen) Genderdiskursen Solidarität und Offenheit zu demonstrieren, ist die Anpassung der Sprache, dass zum Beispiel in Anreden nicht nur „Damen und Herren“ angesprochen werden, sondern dass immer neutrale Begriffe gefunden werden. Somit werden immer alle Menschen angesprochen und nicht nur die, die sich im binären Geschlechtersystem wiederfinden. Solidarität ist also an vielen Stellen ausübbar – und auszuhandeln. Ein*e Teilnehmende*r fasste zusammen, dass „in der Solidarität [...] unter Umständen eine größere Anforderung an diese Bereitschaft sich an schmerzhaften Themen zu reiben und dennoch füreinander einzustehen und dennoch füreinander auch öffentlich einzustehen [zu finden ist]“ und betonte den für die Solidarität unvermeidbaren Schritt der Fehlerbereitschaft und Fehlerakzeptanz miteinander. Zu Solidarität gehört auch das Wissen und die Akzeptanz, dass Menschen Fehler machen, und dass wir als Gesellschaft aufpassen müssen, nicht in einen

Dogmatismus zu verfallen. Solidarität setzt also auch immer Empathiefähigkeit voraus. Um solidarisch zu handeln, müssen wir uns immer in andere reinversetzen, versuchen, ihre Gedanken nachzuvollziehen und nachzufühlen.

Empathie und Solidarität. Auch das Verhältnis zwischen Solidarität und Empathie wird diskutiert: Ein*e Teilnehmende*r wünscht sich, dass Menschen, anstatt von Toleranz, also dem bloßen Aushalten von Unterschieden hin zur Akzeptanz kommen, mit der Verschiedenheit nebeneinander stehen gelassen wird/werden kann. Das geht nur mit Empathie. Um Empathie zu ermöglichen, wird betont, sei es wichtig, dass Menschen nicht eindeutig zu Gruppen zugeordnet werden, sondern ihre Multiperspektivität berücksichtigt werde. Es ist einfacher, zwischen Menschen Verständnis und Empathie entstehen zu lassen, wenn die beteiligten Menschen alle zu vielen Gruppen gehören dürfen, so könne besser gewaltfrei kommuniziert und aufeinander zu gegangen werden, so ein*e Teilnehmer*in. Festgehalten wird die Wichtigkeit des breiten Austausches – dass Menschen verschiedener Meinungen immer wieder zusammenkommen und sich auf Augenhöhe unterhalten und ihre Perspektiven erläutern. Nur mit regelmäßigem miteinander Reden kann Verständnis und Empathie und somit Solidarität erreicht werden.

Ein*e Teilnehmende*r argumentiert gegen den zwingenden Zusammenhang der Begriffe Empathie und Solidarität – und sagt, dass es auch politisch rationale Solidarität gibt, die nur darauf basiert, dass ein Mensch ein Unrecht beobachtet und sich aktiv dazu entscheidet, dort solidarisch zu handeln, ohne vorher gefühlt haben zu müssen, wie schlecht es der von dem Unrecht betroffenen Person geht. Wie kann hier ein Weg dazwischen gefunden werden?

Gender- und Queer-Diskurse in die Praxis bringen. Außerdem besprachen die Teilnehmenden, wie aktuelle (akademische) Diskurse der Gender und Queer Studies in die (religiöse) Praxis Eingang finden können. Fragen, die hierbei relevant, aber unbeantwortet blieben, waren: Wie kann in der Theologie das Wissen um LGBTQIA*+ verfestigt werden? Wie kann es in die Gemeinden getragen werden? Wie können vielfältige Lebensweisen auch in Gemeinden thematisiert werden und Unterstützung geboten werden? Wie können LGBTQIA*+-Lebensrealitäten Einklang finden in einer oft konservativ geprägten Gemeindestruktur?? Was müssen die Predigenden der Gemeinden auch gegebenenfalls an Transferleistungen vollbringen? Wie können auch gemeinde- und konfessionsübergreifend Strategien zur Etablierung von Genderdiskursen in religiösen Kontexten geschaffen werden, um auch gesamtgesellschaftlich die Lage zu beeinflussen? Wie kann mit Menschen das Gespräch gesucht werden? Wie kann zu mehr Öffentlichkeit für die Diskurse beigetragen werden?

Es wird die Wichtigkeit der Teilhabe von jungen Menschen an den Diskursen betont. Die religiösen Diskurse sollen auch in die Lebensrealität von jungen Menschen passen, durch die Teilhabe sollen die Themen diversifiziert werden, für Menschen, die religiös und queer sind, soll auch die Religion ein sicherer Ort sein. Die

„Es geht für mich eigentlich um Professionalität eines therapeutischen oder seelsorgerlichen Gesprächs und da gibt es einfach Normen und die sind ehrlich gesagt ein bisschen unabhängig davon was in meiner Religion oder in welcher Richtung meiner Religion ich mich bewege und da hab ich doch ein gewisses Interesse dran, dass sowas realisiert wird und das finde ich kann man aber glaub ich besprechen. und das sollte man eben dann auch besprechen“ Teilnehmer*in

Die generationenübergreifende Diskussion ermöglicht das Zusammenspiel von vielen Perspektiven. Wie können in Diskussionen alle Perspektiven, progressive sowie konservative, mitgedacht und zu einem gemeinsam wachsenden Konsens gebracht werden?



Ein*e Teilnehmer*in merkt Zweifel an – kann ich mich mit queeren Themen immer an die möglicherweise konservativen Beratenden der Gemeinde wenden? Bekomme ich dann auch immer eine offene Beratung oder werde ich vielleicht subtil in eine (konservative) Richtung geleitet?

Mit immer wieder neuen Fragen, für die die Antworten noch ausgehandelt werden müssen, kommt die Veranstaltung dann zum Ende. Wir freuen uns schon auf den nächsten angeregten Austausch – und die nächsten zahlreichen Fragen, die aufkommen werden.